



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Der Römerstaat

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

darum wohl möglich, daß wir die Polen wieder zurückschlagen. Wir müssen das Flachland behalten; denn nur auf dem Lande wird das Volk immer von neuem ergänzt, in den Arbeiterkasernen der Großstädte wird es konsumiert.

Thäte man ein übriges, und gäbe man einer Behörde das Recht, dort, wo Nachfrage nach Kleinbesitz ist, dem Gutsherrn auf dem Wege der Expropriation, also gegen volle Entschädigung zehn bis zwanzig Morgen für das Arbeitergut zu nehmen, unter der Bedingung, daß ein neues Arbeiterhaus für besitzlose Arbeiter aufgeführt würde, so läge es in der Hand des Staates, nach und nach den Osten mit Kleinbesitz zu überziehen und so das Allheilmittel gegen alle sozialen Schäden zu probieren. Das Recht dazu hat man, denn es ist wohl noch nicht ganz aus dem Bewußtsein des Volkes verschwunden, daß das private Grundeigentum auch öffentliche Pflichten hat, daß es niemals ganz privat werden kann, daß es z. B. nicht um seiner privaten Existenz willen den Besitzstand des Volkes, die politischen und die Sprachgrenzen gefährden darf. Mancher Besitzer wird hierbei fürchten, es ginge auf seine Entrechtung und Enteignung aus; aber keine Sorge! So schnell würde es nicht vorwärts gehn mit der Kolonisation durch Besitzübertragungen, weil die Neigung zu der mühevollen und undankbaren Arbeit des Kleinbauern im Volke keineswegs in dem Maße vorhanden ist, wie man vorauszusetzen beliebt. Darum eben ist es nötig, daß damit begonnen wird, den Arbeitern auch ohne Besitzübertragung eine sichere Heimat auf dem Lande zu geben, denn damit kann man schneller kolonisieren.

Sd.



Der Römerstaat



olybius hält es für ausgemacht und allgemein anerkannt, daß die Geschichte die beste Lehrmeisterin der Staatsmänner sei; in unsern Tagen liest man oft: nichts sei gewisser, als daß sich aus der Geschichte keine praktischen Verhaltensmaßregeln ableiten ließen, weil keine einmal dagewesene Lage wiederkehre. Wer hat Recht? Vernehmen wir einen alten Praktikus! Wenn ich erwäge, schreibt Machiavelli in der Einleitung zu seinen Discorsi über die ersten zehn Bücher des Livius, „wenn ich erwäge, in welchem Grade das Altertum verehrt wird, wie gar mancher um hohen Preis einen antiken Torso kauft, um ihn immer bei sich zu haben, sein Haus damit zu schmücken, ihn von einem Künstler nachbilden zu lassen, welche Mühe sich dann dieser mit der Nachbildung giebt; wenn ich andererseits sehe, wie die tugendhaften Handlungen, die in den alten

Grenzboten II 1899

16

Staaten von Königen, Feldherren, Bürgern, Gesetzgebern und andern Patrioten vollbracht worden sind, mehr bewundert als nachgeahmt, vielmehr geflohen werden, sodaß uns von antiker Tugend keine Spur mehr geblieben ist, so kann ich nicht umhin mich zu verwundern und gleichzeitig zu betrüben; um so mehr da ich sehe, daß man in Privathändeln und in Krankheiten zu den Richtersprüchen und Heilmitteln seine Zuflucht nimmt, die die Juristen der Alten gefällt und ihre Ärzte verordnet haben. Bei der Neuordnung von Staatseinrichtungen dagegen, bei der Gesetzgebung, bei der Verwaltung, im Kriegswesen, beim Streben nach Vergrößerung der Staaten nimmt sich kein Fürst noch Staat noch Staatsbürger die Alten zum Muster. Das kommt hauptsächlich daher, daß man die Geschichte nicht gehörig kennt, weil man sie nur oberflächlich liest. Man ergötzt sich an der Fülle und dem Wechsel der Begebenheiten, aber an Nachahmung denkt man nicht; die hält man nicht allein für schwierig, sondern für unmöglich. Als ob sich der Himmel, die Sonne, die Elemente, die Menschennatur gegen früher geändert hätten!“ Die Erwähnung der den Alten entlehnten Justiz und Heilkunst wäre ja ganz geeignet, uns die Lust zur Benutzung antiker Vorbilder gründlich auszutreiben, aber der letzte Satz verdient Beachtung. Die Menschennatur ändert sich nicht, und wenn wir Vermutungen darüber anstellen wollen, wie gewisse Lagen und Vorkommnisse auf die Betroffenen wirken werden, so können wir getrost die Geschichte befragen, die uns für alle erdenkbaren Fälle wenn auch nicht gleiche, so doch ähnliche Lagen und Begebenheiten darbietet. Der historische Prozeß mischt die unveränderlichen psychologischen und geographischen Elemente zu immer andern Kombinationen; jene sind das Alte und Beharrliche, diese das immer Neue, das nie vorher dagewesen ist und kein zweitesmal wiederkehrt; in jenem liegt die Möglichkeit einer praktischen Verwertung der Weltgeschichte, dieses warnt vor übereilten Folgerungen und verbietet sklavische Nachahmung.

Unter allen Staaten der Vergangenheit sind es nun die des klassischen Altertums, deren Geschichte man mit Recht immer für höchst lehrreich gehalten hat, weil sie alle erdenkbaren Wandlungen aufweist, sodaß diese Staaten sozusagen die Paradigmata der politischen Formen- und Abwandlungslehre sind, und weil ihre Träger von echt europäischem Geiste erfüllte Völker, ja die Schöpfer dieses Geistes gewesen sind. Und zwar ist die römische Geschichte als das vollständigere Paradigma die wichtigste, indem sich Rom vom Bauern- und Stadstaat zum Großreich ausgewachsen hat. In den neuern vortrefflichen Weltgeschichten fehlt es nun zwar nicht an Hinweisen auf die Gegenwart und an praktischen Winken, aber es dürfte doch auch nicht ganz überflüssig sein, einmal das politisch Lehrreiche aus der römischen Geschichte herauszuheben und in einer vollständigen Übersicht zusammenzustellen. Die nachfolgenden Betrachtungen wollen dieses Große nicht leisten, sondern nur ein bescheidner Versuch sein. Auf streitige Fragen läßt sich der Verfasser,

der zu ihrer Schlichtung nicht das Rüstzeug besitzt, nicht ein, sondern nimmt das, was die neuern Darstellungen bieten, als zuverlässige Grundlage. Und diese neuern, aus den Ergebnissen der Kritik aufgebauten Bilder des alten Rom unterscheiden sich nicht so gar sehr von den ältern Darstellungen, die unbefangenen den römischen und griechischen Geschichtschreibern folgten. Geht es doch bei der Geschichtsforschung nicht viel anders zu als bei einem Zivilprozeß: die zweite Instanz stößt das Urteil der ersten um, die dritte stellt es wieder her. Der Hauptsache nach steht die römische Geschichte bei Rösiger und Schmidt (in Spamers Illustrierter Weltgeschichte) nicht viel anders aus als bei Livius. Auch die übel berufenen Reden wollen wir uns nicht scheuen fleißig zu benutzen. Daß Veturia ihrem Sohne Coriolan nicht auf offnem Felde eine Rede wird gehalten haben, die an Länge mit einer Bebelischen Reichstagsrede und mit den Predigten der geflohensten Pastoren wetteifert (Dionys von Halikarnas VIII. Buch, Kap. 48 bis 53), das versteht sich von selbst, aber irgend etwas muß sie doch gesagt, oder wenigstens weinend und schluchzend gedacht haben, und das wird nichts andres gewesen sein, als was der redselige Historiker breit ausspinnt. So haben auch die Senatoren nicht schweigend beisammengesessen und die Tribunen und Demagogen in den Volksversammlungen keine stummen Figuren gespielt; und hat Valerius nicht gesagt, was ihn Dionys sagen läßt, so ist's vielleicht Horatius gewesen, und ist's nicht gerade im Jahre 492 vor Christus gesagt worden, so doch vielleicht hundert Jahre später einmal. Wenn Livius und Dionysius nicht wenigstens den Hauptinhalt dieser Reden in der mündlichen oder schriftlichen Überlieferung vorgefunden, sondern sie geradezu erdichtet hätten, dann müßte man sie als Dichter vom Range Shakespeares preisen, denn diese Reden entsprechen nicht allein auf das genaueste der jedesmaligen Lage, sondern stellen uns diese Lage und die handelnden Personen lebhaftig vor Augen. Die Divinationsgabe dieser Autoren wäre um so mehr zu bewundern, da zu ihren Lebzeiten die Klassenkämpfe längst vorüber waren; ihnen mußte es weit schwerer fallen, solche Kämpfe zu verstehen, als uns heutigen, die wir welche erleben.

1. Religion

Wenn Paulus früher nach Rom gekommen wäre als nach Athen, so würde er nicht die Athener, sondern die Römer die gottesfürchtigsten — oder abergläubigsten — aller Menschen genannt haben. Die Religion der Römer war, wie jede ursprüngliche Religion, Naturreligion, d. h. man ehrte die Gottheit in ihren physikalischen Rundgebungen. Von der griechischen unterschied sie sich dadurch, daß die Römer, denen die lebhafteste Phantasie und der Schönheitsdurst der Griechen abging, ihre Götter nicht zu lebenswahren und lebenswarmen Menschengestalten fortbildeten, von denen man Geschichten erzählen, denen man Abenteuer andichten, die man durch Liebschaften, Heiraten und Kinderzeugung

untereinander und mit den sterblichen Menschen verwandtschaftlich verknüpfen konnte: sie hatten keine Mythologie, sie hatten von Haus aus auch keine Götterbilder. Döllinger schreibt in seinem 1851 erschienenen Werke „Heidentum und Judentum“ S. 469, die römische Religion biete zwei sich auf den ersten Blick völlig widersprechende Eigentümlichkeiten dar, indem ein monotheistischer Zug durch sie gehe, während ihr polytheistischer Trieb eine größere Menge von Göttern hervorgebracht habe als die Religion irgend eines andern Volks. Fünfzehn Jahre später, wo sein polemischer Geist die Aufmerksamkeit von den Gebrechen des Heidentums und der Reformatoren ab auf die des Papsttums und der romanischen Katholiken gewandt hatte, würde er wohl diesen Satz auch mit der Einschränkung „auf den ersten Blick“ nicht mehr geschrieben haben. Die Katholiken sind allezeit, so lebhaft sie dagegen protestieren mögen, Monotheisten und Polytheisten zugleich gewesen. Aber auch die Protestanten, die natürlich noch lebhafter protestieren werden, sind wenigstens theoretisch beides. In der Realencyclopädie von Herzog und Plitt steht zu lesen: Die Engellehre „ist ein integrierender Teil der Lehre vom Reiche Gottes. . . . Insofern, wohl aber auch nur insofern es sich um das Reich Gottes handelt, beherrschen sie auch (als Völkeregel) die Völkergeschichte, insonderheit die Stellung der für das Reich Gottes freundlichen und feindlichen Potenzen.“ Der Unterschied zwischen christlichen Engeln und heidnischen Göttern mag so groß sein, wie er will, wesentlich ist er nicht; in beiden Fällen haben wir übermenschliche Zwischenwesen, durch die das Urwesen auf unsre sichtbare Erdenwelt einwirkt. Der Verfasser des Artikels „Engel“ in der Encyclopädie fügt freilich vorsichtig hinzu: „Mit alledem sind sie für uns Gegenstände heiliger Scheu, niemals aber Gegenstände der Verehrung und Anbetung.“ Das protestantische Volk ist heute viel zu sehr von irdischen Sorgen eingenommen, als daß es sich über das Jenseits den Kopf zu zerbrechen oder seine Phantasie mit der Vorstellung von Engeln und Teufeln zu beschäftigen Zeit hätte. Aber wenn es mit der Urkraft des Volksgemüts an Engel glaubte, würde es sich durch kein kirchliches Verbot abhalten lassen, so mächtige, völkerbeherrschende Wesen zu verehren, um sie sich freundlich zu stimmen. Eben während ich dieses schreibe, lese ich im zehnten Heft der Grenzboten, daß sich Bismarck die Gottheit dualistisch, und daß er sich Zwischenwesen zwischen Gott und Menschenwelt, Planetengeister, gedacht hat. Auch die streng monotheistischen Juden und Mohammedaner können die Engel, die Heiligen und sinnlich wahrnehmbare Erscheinungen Gottes nicht entbehren. *) Wo immer den Christen zugemutet wird, ihre Verehrung

*) Die Juden wurden zur Strafe für ihre unausrottbaren polytheistischen Gelüste in die Gefangenschaft geschickt, die Nachkommen des gebessert zurückgekehrten kleinen Teils aber fielen unter den Seleuciden in hellen Haufen dem verlockenden Götterdienste der Griechen zu. Nur der glühende und gewaltthätige Fanatismus der Makkabäer und später der Pharisäerpartei war in stande, den Monotheismus als Volksreligion aufrecht zu erhalten. Bei den heutigen Juden

auf den Unsichtbaren, Unfaßbaren, Unvorstellbaren zu beschränken, wo ihnen nicht wenigstens die menschliche Person Jesu als Gegenstand der Verehrung gelassen wird, da sinkt die religiöse Temperatur auf einen Grad herab, bei dem sie keinen Antrieb zur Teilnahme am Kultus mehr enthält. Was diesen dann hie und da noch aufrecht erhält ist Gewohnheit, bäuerlich-konservatives Hängen an alter Sitte, wofern nicht, wie bei den amerikanischen Sekten, allerlei Sonderbarkeiten locken, oder wie in England einerseits eine katholisierende Form des Gottesdienstes, andererseits Opposition gegen die Staatskirche und Verschmelzung der Religion mit sozialen Bestrebungen das Kirchenwesen lebendig erhält. Die Fähigkeit, sich ohne Einbuße an religiöser Wärme auf den einen Gott streng beschränken zu können, ist immer nur wenigen Ausnahmemenschen, den echten Mystikern, eigen gewesen. Die Philosophie endlich zwingt dazu, aus der Idee Gottes alles zu entfernen, was der Phantasie und dem Verstande einen Inhalt darzubieten geeignet wäre, sodaß unter allen großen deutschen Philosophen der letzten 150 Jahre nur einer an der Persönlichkeit — nicht Dreipersönlichkeit — Gottes festzuhalten vermocht hat. Den übrigen löst sich Gott in das Weltwesen auf, das nur in seinen einzelnen Teilen und Erscheinungen wirkliches Dasein erlangt. *) Damit sind wir wieder beim Polytheismus angelangt, nur daß den Naturerscheinungen, deren gesetzmäßigen Verlauf man heute kennt, keine Verehrung mehr dargebracht wird. Verehrt wird nur die höchste bekannte Verwirklichung des Urwesens, der Mensch, und zwar natürlich der bedeutende, der große Mensch; diesem setzt man Standbilder, diesem singt man Hymnen, diesem feiert man Feste. Damit sind wir auf einem weiten Umweg zum frühesten Stadium der griechischen und zum spätesten der römischen Religion, zur Vermenschlichung der Götter und zur Vergöttlichung der Menschen, zur Apotheose, zurückgelangt. In allen diesen Wandlungen erweist jedoch das Christentum der nachrömischen Menschheit den Dienst, daß es davor behütet, den einen Gott über seinen mannigfachen Offenbarungen ganz zu vergessen,

ist dieser möglich, weil sie ganz und gar im Diesseits, im Weltlichen aufgehn, sodaß ihrem Kultus eigentlich der echt religiöse Inhalt fehlt. Die Mohammedaner brauchen nicht mehr als einen Gott zu verehren, weil dieser eine ihrer wollüstigen Phantasie einen ganzen Himmel voll überirdischer Wesen zu genießen giebt.

*) Was die Theologen anlangt, so erklärt z. B. Konrad Rudolf im ersten diesjährigen Heft der Preussischen Jahrbücher: „Ich halte die überlieferte Gottesidee, so wie sie wenigstens noch von einem erheblichen Teil der Theologen und vor allem der religiös interessierten Laien festgehalten wird, für anthropomorph bis in ihre Grundlagen.“ Nur indem man sich Gott als einen herrschsüchtigen Menschen vorstelle, der andre zwingen wolle, seine Meinung anzunehmen, könne man auf den Gedanken kommen, Gott mache den Glauben zur Bedingung der Seligkeit. Als Gott könne nur ein Wesen gedacht werden, das „alles Liebenswerte mit der gleichen verständnisvollen thatkräftigen Liebe umfaßt und fördert, alles nicht Liebenswerte, d. h. alles irgend einem Teil der Welt nachteilige, ebenso thatkräftig bekämpft und aus dem Weltganzen ausschheidet.“ Julius Raftan entgegnet ihm.

und daß es die Betrachtung und Verehrung der Geschöpfe nicht so leicht in groben Aberglauben ausarten läßt; um diesen zweiten Dienst wirksam leisten zu können, hat der Christenglaube allerdings der Beihilfe der modernen Naturwissenschaften bedurft. Aus dieser Betrachtung ergiebt sich, daß Monotheismus und Polytheismus einander nicht widersprechen, sondern aufeinander angewiesen sind. Ein Polytheismus, dem jede Erinnerung an den einen Gott entschwunden ist, kann nicht mehr Religion, sondern nur Aberglaube genannt werden; ein Monotheismus, der auf das polytheistische Element, d. h. auf die Einbeziehung der Geschöpfe in den Kultus (der Leib Jesu ist doch wohl auch ein Geschöpf) ganz verzichtet, verliert auf die Dauer die Lebenswärme und die Fähigkeit, einen volkstümlichen Kultus zu erzeugen oder im Gange zu erhalten.

Augustinus hat der Thatsache, daß die römischen Götter eigentlich nur Ausprägungen, Erscheinungen oder Kräfte des einen verborgnen Gottes sind, das elfte Kapitel des vierten Buches seines Werkes *De Civitate Dei* gewidmet. Wenn Jupiter, schreibt er da, die Seele dieser Körperwelt ist, die diese aus den vier Elementen aufgebaut hat, wenn er es ist, der sie erfüllt und bewegt; wenn er einzelne Teile dieser Welt gewissermaßen von sich absondert und zu seinen Brüdern und Schwestern macht, wenn er als Äther die unter ihm ausgegessene Luft als Juno umfängt, wenn er dann wieder Himmel ist, Äther und Luft zusammen, und die Erde als die von ihm umfangne Gattin aufgefaßt wird, wenn er im Meere Neptun, in der Tiefe des Meeres Salacia, im Innern der Erde Pluto und Proserpina, im Feuer des häuslichen Herdes Vesta, in der Schmiedeeffe Vulkanus, droben am Himmel Sonne, Mond und Sterne, in den Weissagenden Apoll, in der Kaufmannsware Merkur, im Janus der Beginner, im Terminus der Begrenzende oder Vollender, Saturn in der Zeit, Mars und Bellona im Kriege, Liber in den Weinstöcken, Ceres im Getreide, Diana in den Wäldern, Minerva in den Geistesanlagen ist, wenn er auch im Götterpöbel noch steckt, wenn er es ist, der dem Kindlein als Göttin Ops zur Geburt verhilft, der ihm als Gott Vaticanus den Mund zum ersten Schrei öffnet, der es als Göttin Levana mit dem Vaterarm aufhebt, der es als Cunina in der Wiege schützt und ihm später als Fortuna Barbata den Bart wachsen läßt (es folgt noch eine ganze Titanei, die wir auslassen); mögen diese unzähligen Götter nun als Teile oder als Kräfte des einen Gottes aufgefaßt werden, wenn sie im Grunde genommen nur ein Gott sind, was würden die Heiden verlieren, wenn sie's klugerweise kurz machten und nur diesen einen Gott verehrten? Ob Augustinus, wenn er heute lebte, diese Frage wohl auch an die christlichen Neapolitaner richten würde? Ganz so arg wie ihre heidnischen Vorfahren treiben die es nun freilich noch nicht. Denn das ist die eine der hervorstechendsten Eigentümlichkeiten der römischen Religion, daß derselbe Nationalismus, der ihr den Gedanken an den einen Gott lebendig erhielt, zugleich auch die Zahl der Götter ins grenzenlose vervielfältigte. Der

Römer oder richtiger gesagt der Italiker war nüchternen Verstandsmensch und machte nicht aus der Sonne einen schönen jungen Mann, der seinen Wagen über den Himmel führt, sondern die Sonne blieb ihm die Sonne, ein wunderbares, mächtiges, wohlthätiges Wesen; ebenso das Herdfeuer, die nahrungspriessende Erde, der wachstumfördernde Regen. Daß alle Naturerscheinungen und Naturkräfte miteinander in Verbindung stehen und durch eine gesetzgebende Macht zum harmonischen Ineinandewirken gezwungen werden, konnte seinem scharfen Verstande nicht entgehen; dieser ahnte also den einen Gott, der in allen Geschöpfen wirkt, und an diese Ahnung konnten dann später die Philosophen anknüpfen. Und da die Naturerscheinungen ineinander fließen, so flossen den Italikern auch die Götter ineinander, wobei nicht, wie bei den Griechen, eine Mythologie, Poesie und Plastik im Wege stand, die jedem Gott seine anschauliche, ihn von den Brüdern unterscheidende Gestalt und seinen umgrenzten Wirkungskreis verliehen hätte. Ein und dieselbe Wirkung konnte ganz ebensogut von Jupiter wie von Juno oder Fortuna erwartet werden. Aber eben weil nicht die Phantasie anschauliche Göttergestalten schuf, sondern der Verstand die in der Natur und im Menschenleben vorkommenden Erscheinungen zusammensuchte und jede auf eine göttliche Einwirkung zurückführte, war damit der Weg zu einer schlechthin grenzenlosen Götterproduktion oder vielmehr Fabrikation gegeben. Wenn eine Stimme ruft: Die Gallier kommen, so wird diese Stimme nicht, wie bei den Griechen geschehen sein würde, einem der schon bekannten hilfreichen Götter zugeschrieben, sondern sofort ein eigener Gott: *Ajuz Locutius*, gemacht, dem man an der Stelle, wo der Ruf vernommen worden ist, eine Kapelle baut. Man war so fromm, daß man bei keiner Bewegung eines Gliedes, bei keiner Benutzung eines Werkzeuges, bei keinem Stadium des Wachstums einer Pflanze die Mitwirkung und den Beistand der Gottheit auszuschließen oder fortzudenken wagte, und indem man nun für jede solche Mitwirkung einen besondern Gott annahm, schuf man sich jenen abgeschmackten Götterpöbel mit den lächerlichen und zum Teil anstößigen Namen, der dem klügsten Volke der Welt den Vorwurf zugezogen hat, die albernste Religion ausgetifelt zu haben. Dies ist die Seite der Sache, an der Augustinus vorzugsweise sein Mütchen kühlt. Wohnt nicht dort, wo die Tugend ist, auch die Treue, spottet er in dem mit dem zwanzigsten Kapitel des vierten Buches beginnenden Abschnitte; wozu baut man also neben dem Tempel der *Virtus* auch noch der *Fides* einen Altar? Erkennt man, daß Tugend und Glück Geschenke Jupiters sind, warum betet man nicht ausschließlich zu Jupiter um diese Gaben? Will man aber die *Virtus* und die *Felicitas* durchaus zu Göttinnen machen, so sollte man sich doch wenigstens mit diesen beiden begnügen; was kann denn ein vernünftiger Mensch, der die Tugend und das Glück hat, außerdem noch wünschen und brauchen? Tugendhaft und glücklich kann man doch wohl nicht ohne Geist sein, was braucht man den noch be-

Die Tugend ist die Frucht der Wissenschaft, die Wissenschaft ist die Frucht der Tugend.

sonders von Minerva zu erbitten? Und an der ist's noch nicht genug; es muß noch der Gott Catius dazukommen, der die Leute gescheit macht. Wenn eine Gebärende Glück hat, so geht doch wohl alles gut von statten; aber nein, die Felicitas genügt nicht, außer ihr muß die Lucina helfen. Wer Glück hat, sollte man meinen, der müsse auch Geld haben. Fehlgeschossen! Das bringt erst die Göttin Pecunia, oder vielmehr sie bringt es nicht, sondern das Kupfer besorgt der Askulanus und das Silber sein Sohn Argentinus. Den Argentinus, bemerkt Augustin treffend, haben sie wohl darum zu des Askulanus Sohne gemacht, weil das Kupfergeld früher im Gebrauch gewesen ist als das Silbergeld; warum haben sie aber nur nicht dem Argentinus noch einen Sohn Aurinus gegeben, da wir doch heute auch Goldmünzen haben? An einer andern Stelle bemerkt er, Jupiter selbst werde Pecunia genannt, weil ja dem Gelde alles gehöre. Hätte man ihn Reichtum genannt, so würde sich das hören lassen, denn der Inbegriff alles Reichtums sei Gott allerdings, wie auch jeder gute Mensch reich sei, während man den Geldbesitzer, der arm an wahren Gütern sei und von der Begierde nach mehr Geld verzehrt werde, arm nennen müsse. „Was für eine Theologie, ruft er aus, die dem höchsten Gott den Namen des Dinges beilegt, das noch nie ein weiser Mann begehrt hat!“ Na na! Und im neunten Kapitel des sechsten Buches macht er sich darüber lustig, daß zur Nahrungsaufnahme zwei Göttinnen erforderlich seien, die Eß- und die Trinkgöttin, daß man zum Gebrauche der Art die Intercidona, zu dem des Mörsers den Pilumnus, zu dem des Besens die Deverra nötig habe. Dann kommt er auf die Ehe und führt an, daß zur Verbindung von Mann und Weib der Jugatinus, zur Einführung der Neuvermählten ins Haus des Mannes der Domiducus, zur Konstatierung der Thatsache, daß sie drin ist, der Domitius notwendig sei, und daß dann noch die Göttin Manturna dafür sorgen müsse, daß sie auch drin bleibe. Das möge hingehn. Aber noch mehr? *Parcatur humanae verecundiae: peragat cetera concupiscentia carnis et sanguinis procurato secreto pudoris. Quid impletur cubiculum turba numinum, quando et paranymphe inde discedunt?* Was ihn aber nicht abhält, die sämtlichen Götter und Göttinnen, die hier in Thätigkeit treten, und ihre Berrichtungen zu nennen und den Mann zu verspotten, der doch eine recht klägliche Figur mache unter diesem Schwarm von Göttern und Göttinnen, die sein Amt verrichteten. An einer andern Stelle zählt er die Götter auf, die alle notwendig sind, damit eine Kornähre zustande komme; es sind ihrer eine ganze Menge. Der eifernde Kirchenvater hat eben den Sinn des Polytheismus nicht verstanden. Während der griechische Götterhimmel die idealisierte Menschheit ist, personifiziert der Römer nicht bloß alle Naturvorgänge, sondern auch alle menschlichen Berrichtungen, um seinen Glauben auszudrücken, daß weder die Natur irgend etwas schaffen noch der Mensch irgend etwas thun könne ohne den Gott, der alles in allem wirkt. Es ist die Lehre Christi und Pauli in einer recht groben und abgeschmackten Hülle.

Nun hatte aber — das macht die Sache noch verwickelter — jede solche Gottheit nicht etwa fürs ganze Weltall ihren Dienst zu verrichten, sondern jede Stadtgemeinde besaß ihre eignen Gottheiten. Wurde eine fremde Stadt bekriegt, so mußten deren Götter gebeten werden, es nicht übelzunehmen; war sie erstürmt, so hat man die Götter, ihre alte Stätte zu verlassen und nach Rom überzufiedeln. Allerdings gilt das nicht vom „Götterpöbel,“ sondern nur von den größern Göttern. Besonders feierlich ist es nach des Livius Bericht (5, 20 ff.) bei der Einnahme von Veji zugegangen. Als der Fall der Stadt unmittelbar bevorstand, schrieb Camillus, dessen tiefe Frömmigkeit sich in allen entscheidenden Wendungen seiner politischen und Feldherrnlaufbahn äußerte, an den Senat: Durch die Güte der unsterblichen Götter, durch seinen Kriegsplan und die Ausdauer der Soldaten sei Veji nun endlich in die Gewalt des römischen Volkes gebracht. Vorm letzten Sturme betete er nach angestellten Auspizien vor dem versammelten Kriegsvolk: „Unter deiner Führung, o pythischer Apollo [die heimischen Götter genügten dieser unersättlichen Frömmigkeit schon nicht mehr], und von deinem Geiste getrieben (tuoque numine instinctus) schreite ich zur Zerstörung der Stadt Veji; dir gelobe ich den zehnten Teil der Beute. Zugleich auch bitte ich dich, Königin Juno, die du Veji bewohnst, daß du uns Siegern in unsre Stadt folgest, die in Zukunft die deine sein wird; ein deiner Größe würdiger Tempel wird dich dort aufnehmen.“ Nachdem der Diktator in der eingenommenen Stadt dem Gemetzel Einhalt gethan hatte, erhob er die Hände zum Himmel und betete: wenn sein Glück und das des römischen Volkes einem der Götter oder Menschen zu groß scheint, so möge es dem römischen Volke vergönnt sein, diesen Neid mit einem möglichst geringen, öffentlichen und Privatunglück zu besänftigen. Nach Wegschaffung der materiellen Schätze begann man dann die Götter „nicht nach Räuberart, sondern nach Art Verehrender“ überzuführen. Die Jünglinge, die zur Überführung der Königin Juno auserlesen wurden, mußten ihren Leib durch ein Bad reinigen und weiße Gewänder anziehen. Dann betraten sie ehrfurchtsvoll den Tempel und legten mit heiliger Scheu Hand an das Bild der Göttin, das sonst nur Priester aus einem bestimmten Geschlecht hatten berühren dürfen. Einer von ihnen, „sei es auf göttlichen Antrieb oder aus jugendlichem Mutwillen,“ fragte: „Willst du nach Rom gehn, Juno?“ Die übrigen riefen: die Göttin habe genickt, und später entstand die Sage, sie habe sogar: Ich will! gerufen. Jedenfalls ließ sie sich leicht von ihrem Sitze heben und forttragen. Unbeschädigt wurde sie auf den Aventinus, „ihren ewigen Sitz“ gebracht, wo ihr Camillus den Tempel baute, den er gelobt hatte. Die Zeit des bildlosen Kultus war damals schon vorüber. Aber nicht bloß jede Stadt hatte ihre eignen Götter, sondern auch jede der Sondergemeinden auf den Tiberhügeln, die nach und nach zu einer Gemeinde verschmolzen, und die Plebs hatte keinen Teil an den Göttern der alten Ge-

schlechter. Als die drei Gemeinden der Ramnes, Titius und Luceres auf dem tarpejischen Felsen ein gemeinsames Heiligtum zu errichten beschloßen, mußten die dort residierenden sabinischen Götter „evociert,“ d. h. durch Opfer und durch die Verheißung anderer Tempel weggelockt werden. Bei dreien gelang das nicht: Terminus (ein Stein), Juventas und Mars wollten nicht weichen; sie mußten in den Umkreis des neuen Tempels eingeschlossen werden. Von dessen drei Zellen wurde die mittlere dem kapitolinischen Jupiter eingeräumt, während in den andern beiden Juno und Minerva Platz nahmen. In diesem Tempel wurden auch die sieben großen Reliquien des römischen Volkes aufbewahrt: ein ionischer Stein,*) der thönerne Jupiterwagen aus Beji, die Asche des Drestes, das Szepter des Priamus, der Schleier der Helena und die zwei vom Himmel gefallnen Gegenstände: ein Schild (ancile)**) und ein Bild der Pallas (Palladium, Döllinger 472—474). Die Zeichen, mit denen die Götter in solchen Fällen ihre Zustimmung gaben und auch sonst ihr Wohlgefallen oder Mißfallen an irgend etwas ausdrückten, waren dieselben, die der einfältige Glaube an katholischen Heiligenbildern wahrnimmt: Nicken, Bewegung der Augen, Weinen, Schwißen; zuweilen wurden Stimmen gehört.

(Fortsetzung folgt)



Winckelmanns Leben von Justi



Justis dreibändiges Werk über Winckelmann machte vor dreißig Jahren einen großen Eindruck, und heute, wo es, nachdem es lange vergriffen war, endlich zum zweitenmale erschienen ist, kommt es wiederum, wie ich glauben möchte, gerade zur rechten Zeit.***)

Winckelmann hat nicht nur die erste wirkliche Geschichte der antiken Kunst geschaffen, ein Buch, „das selbst innerhalb der seitdem so erweiterten Wissenschaft noch durch keins von gleichem Gedankenreichtum und solch schriftstellerischer Meisterschaft verdunkelt worden ist,“ sondern er wollte auch der Kunst seiner Zeit gegenüber ein Bekenner sein. Dadurch ist sein Leben noch etwas mehr geworden als eine bloße Gelehrtengegeschichte. Bescheiden früher in Dresden,

*) Vermutlich der Gott Terminus und zugleich „Jupiter der Stein.“

***) Die Geschichte des vom Himmel gefallnen Schildes erzählt Plutarch im dreizehnten Kapitel seines Ruma.

****) Winckelmann und seine Zeitgenossen. Von Karl Justi. Zweite, durchgesehene Auflage. Drei Bände. Leipzig, Vogel.